

Heimerziehung - Veränderungen und Perspektiven : "Wir Heimerzieher brauchen uns nicht als die letzten Mohikaner zu fühlen"

Autor(en): **Kiehn, Erich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **52 (1981)**

Heft 6

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-811829>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heimerziehung – Veränderungen und Perspektiven

«Wir Heimerzieher brauchen uns nicht als die letzten Mohikaner zu fühlen»

Im Februar dieses Jahres sprach der frühere Rektor des Jugendwerkes Christophorus in Breisach-Oberrimsingen, Erich Kiehn, im Rahmen einer heiminternen Fortbildungsveranstaltung der Jugendstätte Gfellergut in Zürich über die Frage der Perspektiven für die Heimerziehung. Die interessante Tagung, zu der Uli Zürcher den Referenten aus Freiburg hatte gewinnen können, wurde auch von den Leitern und Mitarbeitern anderer Heime besucht. Mit freundlicher Zustimmung des Autors und auf Wunsch vieler Hörer wird der Gfellergut-Vortrag von Erich Kiehn im Juniheft des Fachblatts abgedruckt. Die Zwischentitel sind von der Redaktion eingefügt worden.

Ich möchte mich für die Einladung, zu Ihnen über das Thema «Heimerziehung — Veränderungen und Perspektiven» zu sprechen, recht herzlich bedanken. Ich tue es in der Gewissheit, dass wir *alle miteinander* ein Stückchen weise sind und dass niemand für sich alleine — auch keine Fachrichtung für sich alleine — die totale Weisheit in den schwierigen pädagogischen Fragen unserer Zeit in Anspruch nehmen kann.

Wir Heimerzieher — mit diesem Begriff spreche ich alle an, die im Heim pädagogisch, lehrend oder ausbildend tätig sind — brauchen uns nicht als «die letzten Mohikaner» zu fühlen. Diese Bezeichnung hat ein Professor aus der Schweiz im Blick auf die Schwierigkeiten gebraucht, die Heimerzieher heute im Heim haben. Jeder, der mit Erziehung zu tun hat, ist heute in einer unbequemen Lage, sei er Erzieher, Lehrer, Meister oder sei er Vater oder Mutter. Dazu hat der Wandel des Begriffs «Erziehung» wesentlich beigetragen. In der antiautoritären Zeit ging das soweit, dass Erziehung überhaupt verweigert wurde und dass man sich auf das bequeme «Wachsenlassen» verliess.

Was heisst: Miteinander leben?

Das Jahr der Behinderten 1981 steht unter dem Schlagwort: Einander verstehen, miteinander leben. Wenn man das auf unsere sozialpädagogische Aufgabe überträgt, so heisst das für uns: sich unter den Mitarbeitern des Heimes zu verstehen, einander beizustehen. Miteinander leben dürfte für uns heissen: Wiederentdecken, dass das Miteinander-Leben auch

Freude und Spass machen kann. Miteinander leben heisst nicht nur behandeln und therapieren, sondern mit den uns anvertrauten jungen Menschen wirklich leben.

Um das zu können, müssen wir Erzieher das erneut in uns anzünden, was wir Enthusiasmus nennen. Freude und Spass an unserer Aufgabe, die Hoffnung, dass wir schon nicht alles falsch machen werden, diese Hoffnung müssen wir uns auch dann bewahren, wenn uns die Widerwärtigkeiten des Alltages diese nehmen wollen. Diese Stärke kann sich auf die uns Anvertrauten übertragen, denn auch sie müssen wir zu der Hoffnung erziehen, dass ihr Leben nicht ganz so sinnlos ist, wie es mancher vom Schicksal geschlagene Jugendliche glaubt.

Vergessen wir nicht die Zeit, in der das Heim und die Heimerziehung und damit natürlich auch die dort tätigen Erzieher oft unhaltbaren Angriffen ausgesetzt waren. Wir erleben heute noch immer das Nachleben und die Nachwirkungen. Allerdings muss man zugeben, dass so manches sicher nicht in Ordnung war. Denken Sie nur einmal an das Inhaltsverzeichnis des Buches von Peter Wyss («Grundprobleme der Anstaltserziehung», Verlag Haupt, Bern 1971). Da heisst es vom Heim in den einzelnen Kapitelüberschriften:

Ordnung ist alles. Die Ordnung erdrückt den Zögling. Die Ordnung entrechtet den Zögling, die Ordnung entmenschlicht den Zögling. Lieblose Erzieher, die Forderung nach liebevollen Erziehern. Den Erzieher locken äussere sichtbare Erfolge. Der Erzieher überwindet die Anstaltsordnung nicht, der Zögling vertraut dem Erzieher nicht, er leistet dem Erzieher Widerstand. Der Erzieher provoziert Ressentiments beim Zögling, dieser fühlt sich in der Anstalt nicht geborgen, die ständige Aufsicht als Quelle der Ungeborgenheit, das Anstaltsleben ist eintönig. Der Zögling hat keine wirksamen Beschwerdemöglichkeiten, die Anstalt macht den Zögling hilf- und haltlos.

Das sind Anklagen, möglicherweise auch Feststellungen oder Angaben von Tatsachen. Das Buch kam 1971 heraus, es müsste also die Wirklichkeit von 1970 beschreiben.

Wir müssen uns fragen lassen, was wir tun, um diese «Wirklichkeit» zu verändern, sie umzugestalten, die Bedürfnisse der jungen Menschen zum Grundprinzip unseres Handelns zu machen. Man wirft uns vor, wir reagieren zu oft, anstatt zu agieren. Wir sind mehr als die Handlanger eines Gesetzes, wir sind die Geburtshelfer bei der Neugestaltung des Lebens junger Abweichler oder devianter Kinder und Jugendlichen.

Die Persönlichkeit des Erziehers als Mittler

Seit der Verwissenschaftlichung und der totalen Professionalisierung des Erziehungsgeschehens in Schule und Heim wollte man nichts mehr davon wissen, dass auch die Person des Erziehers und Lehrers in diesem Geschehen eine wesentliche Rolle spielt. Man ist jetzt dabei, sich zu korrigieren und die Persönlichkeit des Erziehers wieder neu zu entdecken. Denn wer wüsste es besser als die Erzieher selbst, dass dieser Beruf nicht allein das Ergebnis eines Studiums sein kann. Da man eben nicht nur da moderne Wissen studieren und inhalieren, «die gängigen Verhaltensweisen trainieren und die richtigen Techniken anwenden muss», um dann ein fertiger Erzieher zu sein.

Ob es allerdings erfüllbar ist, was die Öffentlichkeit vom Erzieher erwartet? Nach einer Umfrage von Dieter Hanhart («Der Heimerzieher in der Sicht der Öffentlichkeit», Schriftenreihe der Schule für Sozialarbeit Nr. 6/1969) wären dies folgende Eigenschaften und Fähigkeiten:

- Verständnis, Liebe zum Kind, Güte, Wärme, Menschenkenntnis;
- ruhig, ausgeglichen, nicht launisch, nicht aufbrausend, starke Nerven, Ausdauer, Geduld, Selbstbeherrschung;
- gute Allgemeinbildung, guter Pädagoge, vielseitig interessiert;
- konsequent, korrekt, gewissenhaft, pflichtbewusst, unparteiisch;
- moralisch einwandfrei, sauberer und guter Charakter;
- aufgeweckt, fröhlich, humorvoll, natürlich, weltoffen;
- Autorität nicht diktatorisch, straffe Führung streng;
- bereit zum Verzicht, selbstlos, aufopfernd, Freude am Beruf;
- Vertrauen erweckend, persönliche Ausstrahlung, väterlich, mütterlich;
- gläubig, kein Atheist;
- kontaktfähig, anpassungsfähig.

Ziel der Ausbildung: der erzogene Erzieher

Die Lehrerzeitschrift «betrifft erziehung» schreibt in ihrer November-Nummer 1980: «Sollte es aber zutreffen, dass jeder Erzieher letztlich immer nur subjektiv richtig erziehen kann, so gewinnt die Erziehung der Erzieher als Subjekte eine zentrale objektive Bedeutung. Ziel pädagogischer Ausbildung hätte dann der ‚erzogene Erzieher‘ zu sein» (Werner Lauff). Lauff fährt fort: Praktisch ist die «Erziehung der Erzieher» stets von neuem aktuell, denn Erziehung ist kein von Zeit und Raum unabhängiges Geschehen. Erziehung und somit auch die «Erziehung der Erzieher» ist als praktisches Phänomen also etwas nicht abschliessend Definierbares. Ohne Zweifel muss ein Erzieher im Sinne des Wortspiels richten, Richtung geben können. Wir sollten als gebeutelte Heimerzieher nicht daran herumdeuteln oder gar schadenfreudig sagen: Na, da haben wir es, das haben wir ja immer gewusst. Zuerst rein in die Kartoffeln, dann wieder raus aus den Kartoffeln. Wir sollten vielmehr solche Gedankengänge aufgreifen, um deutlich zu machen, dass der Erzieher wieder erziehen soll. Dass die Therapie die Aufgabe hat, die jungen fehlentwickelten und entwicklungsgehemmten Jugendlichen erziehungsfähig zu machen. Die Aufgabe, die die Erziehung hat, kann durch die Therapie

nicht ersetzt werden. Auf einer Tagung der Psychotherapeuten in Freiburg haben diese gemeint, die Erzieher würden sich gerne aus diesem schwierigen Geschäft zurückziehen und die Arbeit den Therapeuten überlassen. Das sei aber nicht die richtige Arbeitsteilung.

Das lebenspraktische Training

Die Heime haben sich den Vorwurf anhören müssen, dass sie nicht für das Leben, sondern nur für die Ordnung im Heim erziehen würden. Wir wissen als Praktiker im Erziehungsalltag, dass es wesentlich leichter ist, im sturen Rahmen einer von oben gegebenen Heimordnung zu leiten und auch zu sanktionieren. Wir wissen aber auch, dass die Erziehung zur äusseren Ordnung und Anpassung alleine zuwenig ist, dass wir an die Zukunft, an das eigentliche Leben der jungen Menschen unserer pluralen Gesellschaft in dieser denken müssen.

Wenn schon ein Heim nicht total umorganisiert werden kann, dass es das wirkliche Leben umfasst — das wäre durch eine totale Verselbständigung der Heimgruppen auch möglich —, dann müssen Gelegenheiten angeboten werden, die im Sinne von Training am wirklichen Leben orientiert sind. Damit sind natürlich Gefährdungen der jungen Menschen eingeschlossen. Aber gerade solche Möglichkeiten sind die Anknüpfungspunkte für unser erzieherisches Tun. Totales Geschützt-Werden kann nur für eine Beobachtungszeit oder am Anfang einer Heimerziehung stehen, es darf nie zum Dauerzustand werden, damit Schäden an den jungen Menschen vermieden werden. Für die Zeit nach dem Heim muss vom ersten Tage der Aufnahme an erzogen werden, nicht erst kurz vor der Entlassung, wenn der Gewöhnungseffekt schon so stark geworden ist, dass der junge Mensch nicht mehr umschalten kann.

Lernziel steht fest: Bewährung in der Freiheit

Bei allen Ueberlegungen, die wir zur Veränderung der Hilfen im Heim anstellen, darf ein Grundsatz nicht unterdrückt, nicht vergessen, nicht übersehen werden, obwohl er die Heimerziehung nicht erleichtert — wie vielleicht junge kameradschaftliche Erzieher glauben —, sondern eher erschwert: Das Lernziel muss Bewährung in der Freiheit heissen. Jugendliche sehen das primitiver und schreiben an die Wand: Und wenn sie mich noch so hassen, eines Tages müssen sie mich doch entlassen. Die Zurückhaltung, die heute vielfach Jugendämter gegenüber den Heimen zeigen, muss uns natürlich auch zu der Frage drängen, wann denn eigentlich Heimerziehung angemessen ist. Eine der möglichen Antworten wäre: «Heimerziehung ist angemessen, wenn die Entwicklungs- und Reife- oder Erziehungsgefährdungen, -behinderungen, -störungen des jungen Menschen eine längerfristige stationäre Hilfe mit entsprechend qualifiziertem Personal nötig machen, zwischen dem Erziehungsanspruch des einzelnen Menschen und dem pädagogischen Angebot des Heimes eine echte Entsprechung vorliegt, die Zweck-Mittel-Relation für die

Heimerziehung erkennbar und überprüfbar ist.» Diese Definition hat der Verband Katholischer Einrichtungen der Heim- und Heilpädagogik in der Bundesrepublik Deutschland erstellt. («Das Heim als Erziehungshilfe», Freiburg 1973.)

Umfrage mit ernüchterndem Resultat

Ich wollte es genau wissen, wie die Stellen, die Heimeinweisungen vorbereiten, über die Heimerziehung denken, und habe eine Umfrage bei allen Erziehungsberatungsstellen mit katholischen Trägern durchgeführt. Das Ergebnis war ernüchternd. Zusammenfassend kann man sagen, dass folgende Meinung vertreten wurde: Wir halten eine Heimeinweisung nach sorgfältiger Abklärung aller relevanten Fakten immer dann für erforderlich:

- Wenn die soziale Fehlhaltung und -einstellung des Kindes oder Jugendlichen nicht ambulant beeinflusst werden kann, weil massive negative Umwelteinflüsse nicht beseitigt werden können und die bisherige Entwicklung eine äusserst ungünstige Prognose erwarten lässt.
- Wenn etwa aufgrund einer emotionalen Bindungsschwäche eine tiefgreifende Beziehungsstörung das Zusammenleben von Eltern und Kindern zur gegenseitigen unzumutbaren Belastung macht.
- Wenn die Störung den Fortbestand einer relativ gut funktionierenden Ehe oder Restfamilie deutlich gefährdet, Schädigung bereits bei anderen Familienmitgliedern in zunehmendem Masse festzustellen sind und im wesentlichen nur das Kind die Ursache bildet.
- Wenn die Ablehnung des Kindes durch die Eltern nicht primär störungsbedingt, sondern grundsätzlich ist.»

Die jetzige Situation in der Heimerziehung

In der Untersuchung «Verbundsysteme in der Heimerziehung» (Hrsg. Internationale Gesellschaft für Heimerziehung, Frankfurt 1979) wird festgestellt: «Die gegenwärtige Situation in der Heimerziehung ist charakterisiert durch ein weitgehendes Desinteresse der Öffentlichkeit und durch leere Kassen bei Bund, Ländern und Gemeinden. Die aktuelle wirtschaftliche Lage bewirkt so viele andere soziale Probleme auch im Bereich der Jugendhilfe, dass Veränderungsvorschläge und Forderungen zur Heimerziehung mit dem Hinweis auf fehlende Gelder rundweg abgelehnt werden.»

Diese Feststellung für die Bundesrepublik dürfte auch für andere Länder Geltung haben und sich auf deren Heime auswirken.

Die Situation ist aber nicht nur durch Geldmangel gekennzeichnet, sondern auch durch die Unsicherheit, was mit der Heimerziehung und den Heimen überhaupt werden soll.

Für die Schweiz habe ich gehört, beschränkt sich dies nur auf den deutschsprachigen Teil, während der französisch und italienisch sprechende Teil der Schweiz auch von der Heimkampagne nicht betroffen worden sei.

Neue Probleme und Schwierigkeiten hat die Vermehrung des Personals in Heim und Gruppe gebracht sowie die Anträge auf Herabsetzung der Arbeitszeit. Ferner bringt die neue Sicht der Heimunterbringung als einer Art Kurz-Behandlung anstelle einer Beheimatung zusätzliche Erschwernisse. *Die Einführung zahlreicher ambulanter Formen der Jugendhilfe bringt es mit sich, dass aller Wahrscheinlichkeit nach Heimerziehung oft zu spät kommen wird* und damit eine Verfestigung der Auffälligkeiten und Störungen, wenn nicht alle Fachkräfte der Jugendhilfe sich allorts darauf einigen, Jugendhilfe nur nach entsprechender Indikation zu leisten. Wenn das geschähe, brauchte man sich um einen bestimmten Anteil an Heimplätzen keine Gedanken zu machen.

Ferner spielt eine besondere Rolle, dass die Gesellschaft alle Formen der Behinderungen inzwischen akzeptiert hat, die verhaltensauffälligen jungen Menschen, insbesondere die Schulentlassenen, die äusserlich sehr gesund aussehen können, aber nach wie vor abgelehnt werden. Diesen jungen Menschen will man die erforderlichen erzieherischen und therapeutischen Hilfen nicht zugestehen. Man erwartet vielmehr Anpassung, Kontrolle, Verurteilung. Man will nicht erkennen, dass andere Faktoren bei der Entstehung deren Soseins eine Rolle spielen und dass heute — wie bei den übrigen Behinderungen auch — jede Familie betroffen werden kann. Hier spielen Frühstörungen der Sozialisation, Fehlerziehung, Unvermögen der Person, das soziale Umfeld wesentlich mit (Helmut Hünnekens: «Diagnose und Indikation zur Heimerziehung», AFET 1977).

Bei Verhaltensgestörten verlangt man die Aussonderung der Störenfriede, man erwartet, dass Fehlverhalten durch die Öffentlichkeit sanktioniert wird. Neuerdings auch, dass man sie wieder hinter Gitter setzt.

Die Situation aus der Sicht der Heimkinder

Hostnig hat 1978 eine Umfrage veröffentlicht, die bei Heimkindern in Oesterreich gemacht wurde. Wenn die Antworten heute noch stimmen und eine konkrete Situation bezeichnen oder auch für Heimkinder in anderen Ländern Geltung haben sollten, dann gibt es genug zu verändern. Die Umfrage wurde bei Schülern gemacht. Sie sollten auf die Frage antworten, was sie ändern oder vorschlagen würden, wenn sie im Heim zu bestimmen hätten.

Die Antworten:

Dann würde ich bestimmen

- dass nicht mehr so viel geschlagen wird
- der Direktor nicht so viele Watschen gibt
- mehr Ausgang

VSA-Grundkurs für Heimleitung

Als Fortbildungskurs für Leiterinnen und Leiter von Jugend- und Altersheimen

- Aufnahmebestimmungen: — Aktive Heimleiter
— Zum Zeitpunkt der Anmeldung fest vorgesehene Mitarbeit in einem Heim für eine **leitende** Funktion (mindestens drei Vollzeit-Mitarbeiter unterstellt)
- Kursleitung: C. D. Eck, Institut für angewandte Psychologie, Zürich
- Kursort: Zürich, Paulus-Akademie
- Zeitdauer: 40 Tage, September 1981 bis Dezember 1982
- Kurskosten: Fr. 2800.— inklusive Mittagessen an Kurstagen
Fr. 2600.— für Teilnehmer aus VSA-Heimen
- Anmeldung: Anmeldeformulare können bezogen werden:
Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich, Tel. 01 252 49 48
Anmeldeschluss: 26. Juni 1981
Teilnehmerzahl beschränkt
Die Kursteilnehmer verpflichten sich, den ganzen Kurs zu besuchen

Kurskonzept:

Spezielle Fragen der Leitung von Alters- und Erziehungsheimen	Allgemeine Methodenlehre der Klientenbetreuung
Grundlagen des Heim-Managements	Betriebspsychologische Organisationsgrundsätze
Die Führung des Mitarbeiters	Förderung der Leiterpersönlichkeit
Gruppendynamik und Institutionspädagogik	Psychologische Grundlagen der Heimführung

Die Kursteilnehmer arbeiten im Plenum, in Kleingruppen und in Fachgruppen. Heimspezifische Fachgruppen vermögen die Fragestellung innerhalb einer Themenreihe direkter auf die jeweilige Anwendungssituation zu beziehen. Sie werden mit anspruchsvolleren, eher projektmassigen Aufgaben betraut.

Eine Abschlussprüfung mit Ausweis wird fakultativ angeboten (Kosten Fr. 150.—).

- Kursdaten: 1981 15./16. September, 20./21. Oktober, 29./30. Oktober
24./25. November, 8./9. Dezember
- 1982 26./27. Januar, 9./10. Februar, 9./10. März
6./7. April, 4./5. Mai, 1./2. Juni, 29./30. Juni/1. Juli, 24./25./26. August,
14./15. September, 28./29. September, 26./27. Oktober, 9./10. November,
23./24. November, 7./8. Dezember

Ständige Kursbegleitung und Beratung der Teilnehmer durch Dr. Imelda Abbt

- es sollen nicht alle gestraft werden, wenn einer etwas anstellt
- besseres Essen
- mehr Freizeit
- die Fenster sollen nicht vergittert sein
- mehr Vertrauen
- mehr Ausflüge
- weniger Aufräumen müssen
- mehr Spass
- weniger Haarschneiden
- oft ins Kino und Theater
- mehr Taschengeld
- beim Zu-spät-Kommen keine Ausgangssperre
- fremde Erzieher sollen sich nicht einmischen
- längeres Aufbleiben-dürfen
- nicht schimpfen
- schönere Kleider
- die Heimmutter sollte netter sein
- der Herr Direktor soll nicht schreien
- das Heim sollte schöner sein
- Erzieher sind ungerecht
- wir haben im Heim keine Freude
- der Direktor ist unsympathisch
- man darf nicht alleine ausgehen
- Erzieher passen zuviel auf

(Hostnig, Agnes: «Aussenseiter in der Heimgruppe und ihre Integration», Jugend und Volk Verlag, Wien 1978.)

Jede Antwort sollte uns zu einer Reflektion veranlassen, was wir selbst — ohne mit dem Finger auf andere zu zeigen — bei uns, in uns selbst ändern müssten. Im übrigen möchte ich anregen, dass man in jedem Heim etwa jährlich eine anonyme Umfrage bei allen Heimbewohnern durchführt, um zu erfahren, was diese für gut oder für falsch halten, was sie verbessern würden. Ich habe dies in meiner Einrichtung eingeführt und die Antworten immer für wichtig gehalten.

Erfolgsperspektive im Verhältnis zu den Kosten

Man braucht es uns Heimerziehern nicht täglich aufs Brot zu schmieren, dass die öffentlichen Hände in allen europäischen Ländern finanziell nicht mehr so grosszügig verfahren können, wie dies in den vergangenen Jahren der Fall war. Wir denken nicht nur pädagogisch, sondern auch politisch und sind es gewohnt, uns den jeweiligen Verhältnissen anzupassen. Es geht uns auch heute nicht mehr so sehr um die Erneuerung von Backsteinen, sondern mehr um die Verinnerlichung des Begriffes Erziehung. Es ist nicht neu, dass den Heimen der Jugendhilfe vorgehalten wird, die Kosten seien im Verhältnis zum Erfolg zu hoch.

Unter den Finanzen hat schon Pestalozzi gelitten. Da wird uns vorgerechnet, dass zum Beispiel in Holland ein Sozialarbeiter im Jahr durch ambulante Betreuung Jugendlicher etwa 30 Heimeinweisungen verhindern. Das würde 840 000,— DM kosten, dagegen koste der Sozialarbeiter 40 000,— DM, man spare also durch die ambulante Jugendhilfe rund 800 000,— DM.

An einem Beispiel aus dem Lande Baden wird aufgezeigt, dass für den Heimbereich im Jahr 118,4 Millionen DM für 4450 Kinder aufzubringen sind, während für 5400 Pflegekinder nur 39,6 Millionen DM aufzubringen sind. (Dr. Mehl in: «Jugendhilfeentwicklung und ihre Bedeutung für die Heime», Sozialpädagogik 3/78.

Wir Heimerzieher dürfen natürlich an solchen Fakten nicht vorbeigehen. Aber dem Erzieher kann man sie doch nicht vorhalten, er muss keine Schuldgefühle entwickeln, denn er ist nicht schuldig. Die Kosten sind durch die Forderungen der Öffentlichkeit, des Staates entstanden: mehr Fachpersonal, mehr Therapie, bessere Ausstattung der Heime. Darin lagen die Ursachen.

Erfolg ist nicht mit der Messlatte nachzuprüfen

Allerdings muss das Heim mit seiner Pädagogik und Verwaltung für die Öffentlichkeit durchsichtig und verstehbar sein. Nur dann können wir mehr Verständnis — auch für die Misserfolge — erwarten. Damit dies möglich wird, sollten es die Heimträger, die Heimleiter und die Erzieher, Lehrer und Meister nicht nur zulassen, sondern selbst wünschen, dass die Heime und ihre Arbeit wissenschaftlich begleitet werden. Es sollte zur Selbstverständlichkeit werden, dass eine Erfolgskontrolle etwa alle fünf Jahre nach der Entlassung aus einem Heim möglich gemacht wird. Die Kriterien für eine solche Kontrolle sollten wissenschaftlich erarbeitet werden, obwohl wir natürlich wissen, dass pädagogische Arbeit nicht mit der Messlatte oder an Noten nachzuprüfen ist.

Es wird uns tagtäglich zugerufen, dass wir Abschied vom Wachstum, vom zunehmenden Wohlstand nehmen müssten. Abschied vom Wohlstand darf aber unter keinen Umständen heissen: die schwächsten Glieder der Gesellschaft sollen dran glauben. Zu diesen Gliedern gehören auch die jungen Menschen, die Hilfe durch Heimerziehung benötigen. Wir sind deren Lobby, wir müssen deshalb an die Parlamentarier und die Sozialbehörden appellieren, dass sie den Rotstift nicht dort ansetzen, wo das Schicksal schon genug kaputt gemacht hat. Um auf den Erfolg zurückzukommen: Ich habe mir die neuen Zahlen von der Auswertung von fünf Jahrgängen des Landesjugendamtes Baden herausgesucht. Es wurden 519 Fälle der Heimunterbringung ausgewertet. Der Jahrgang 1971 wurde mit 66,7 Prozent, der Jahrgang 1972 mit 75 Prozent, der Jahrgang 1973 mit 70 Prozent Erfolg abgeschlossen. Insgesamt hat Kolarzik, der diese Zahlen untersucht und veröffentlicht hat («freiwillige Erziehungshilfe» in: Zentralblatt für Jugendrecht und Jugendwohlfahrt 1/1980) festgestellt, dass 66,5 Prozent der Heimunterbringung mit Erfolg abgeschlossen werden konnte. In Europa liegt der Durchschnitt zwischen 45 Prozent als der kritischsten Untersuchung und 75 Prozent, bei der Bewährungshilfe liegt der Erfolg bei 70 Prozent.

Allerdings muss man festhalten, dass Erfolg nur dem beschieden ist, der selbst alles tut, um ihn zu erreichen, der daran glaubt, dass seine und der übrigen

Fachkräfte Hilfen wirklich verändern können. Wenn auf die Frage, «ob die Heimerzieher das von der Gesellschaft geforderte Ideal, dass im Heim Erziehung zur Selbsthilfe auch tatsächlich verwirklicht wird», 89 Prozent der Heimerzieher aus Berlin mit nein antworten, wenn 49 Prozent dieser Erzieher aussagen, das Heim biete kein ausreichendes soziales Lernfeld und 32 Prozent meinen, «die Schwierigkeiten der Jugendlichen seien zu gross, als dass sie durch sie selbst verändert werden könnten» (siehe Schmidt-Traub: «Rollenkonflikte der Heimerzieher», Beltz-Verlag, Weinheim 1975), dann muss man sich doch ehrlich fragen: Was tun solche Erzieher noch in den Heimen?

Wer sollte es aber besser wissen als wir Heimerzieher, dass eine der wichtigsten Voraussetzungen für einen solchen Erfolg die zeitlich und persönlich richtige Anordnung der Heimaufnahme ist. Ich habe in einem Referat von unserem Kollegen Zürcher über die Supervision gelesen, Heimerziehung komme nicht an letzter Stelle, sondern habe dann einzusetzen, «wenn gerade noch Aussicht auf Erfolg besteht». (Uli Zürcher: «Supervision — Erfahrungsbericht aus der Heimerziehung», Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete 1/1978.) Ich glaube, wir müssen darauf hinarbeiten, dass das Wörtchen «gerade» gestrichen wird, es muss tatsächlich Aussicht auf Erfolg bestehen, sonst werden alle Heime zu Verwahrheimen.

Zur Frage der Veränderungen

Unsere derzeitige Welt ist ständigen politischen und gesellschaftlichen Veränderungen unterworfen, die uns in Europa eine plurale Gesellschaft beschert haben. Der Schweizer Hicklin hat festgehalten, dass die abendländische Gesellschaft im ganzen sich ständiger und schneller Veränderungen unterzieht. «Da sind die Auflockerung der früher vorhandenen Klassenunterschiede, die Aenderung der Produktionsverhältnisse, der Informationsdichte durch Radio und Fernsehen, durch den Verkehr. So werden bisherige gültige Normen ungeachtet ihrer Zweckmässigkeit oder Unzweckmässigkeit angezweifelt. Das blinde Verharren in der Tradition wird ebenso in Zweifel gezogen wie die blinde naive Fortschrittsgläubigkeit. Dies geht mit einem Verlust der einfachen Geborgenheit, dem Gefühl der Ohnmacht gegenüber dem Zwang vor sich. Gewandelt hat sich auch die Uebermittlung der Werte und Normen durch die Verringerung der patrizientischen Erziehung, die einer mehr peer-group-orientierten Maßstabildung gewichen ist. Auch die Institution der Familie ist einem Wandel unterworfen. Wir erleben eine immer mehr vaterlose Gesellschaft». (Alois Hicklin: «Wandel und Tradition», Benteli-Verlag Bern.)

Man kann für unsere Arbeit festhalten, dass «wir einerseits stolz sind auf den schnelleren Wandel, auf der anderen Seite erfüllt uns auch ein Unbehagen, um nicht zu sagen mit heimlichem oder offenem Schrecken» (ebenda).

Zunächst möchte ich feststellen: *Die jungen Menschen im Heim müssen der Mittelpunkt der Organisation eines Heimes sein.*

Frage: Ubersieht man bei den Veränderungen der Heimstrukturen nicht, dass ein Heim der Jugendhilfe nicht für die dort tätigen Erwachsenen eingerichtet wurde, sondern ausschliesslich für die jungen Menschen, die der Heimerziehung bedürfen? Wir dürfen, ja wir müssen die Strukturen insoweit verändern, wie dies notwendig ist, um den jungen Menschen besser helfen zu können. Sie kennen sicher das Sprüchlein eines frustrierten Erziehers: Bei Diskussionen und Gruppensitzungen und unter den Kollegen fühle ich mich sehr wohl. Leider werden wir zu oft durch unseren Dienst in der Gruppe unterbrochen. Arbeit genug hätten wir schon, auch ohne Jugendliche.

Man hat sich überall — auch in der Schweiz — in den letzten Jahren von vielen Seiten her Gedanken darüber gemacht, wie ein Heim auszusehen habe, damit es die besten Voraussetzungen für eine moderne Jugendhilfe bieten könnte. Da ging es dann um Erziehungsziele, wer diese bestimmt, welches der beste Erziehungsstil sei, welche Form der Leitung man wählen soll, einen Heimleiter oder ein Leitungsteam. *Wenn wir Konsequenzen ziehen, darf man eben nicht übersehen, dass im Mittelpunkt die Heimbewohner stehen müssen*, auf ihre Mitarbeit an ihrer Erziehung und Bildung kann nicht verzichtet werden.

Es gilt also ein Konzept für jedes einzelne Heim zu entwickeln, je nach der diesem zugeteilten Aufgabe und seiner Lage. Man kann dies nicht für alle Heime gleichermassen tun. Deshalb muss die Frage lauten: Welche Aufgaben wird in Zukunft mein Heim zu erfüllen haben, welchen Personenkreis werde ich gesellschaftstüchtig zu machen haben?

Was brauche ich dafür für Räumlichkeiten, welches Fachpersonal in welcher Anzahl, welche Ausbildung muss dieses Personal haben, welche Methoden sind für die Kinder und Jugendlichen indiziert, wie beschule ich sie und wie bilde ich sie aus? Was muss ich in diesem Zusammenhang für die Eltern und das soziale Umfeld tun, wie werde ich die Mitverantwortung und die Selbsthilfe der jungen Menschen herausfordern und diese zu ihrer Sozialisation einsetzen? Welche Formen der nachgehenden Hilfe benötigen anschliessend die Jugendlichen?

Die Institution Heim ist immer in Gefahr

sich so zu stabilisieren und so zu verkrusten, dass Veränderungen schwer erreichbar sind. Das gilt besonders für grosse Einrichtungen. Da wir es aber mit jungen Menschen zu tun haben, die ständig einer Veränderung unterliegen, vom Kleinkind zum Kind, vom Kind zum Jugendlichen, von diesem zum Heranwachsenden und Erwachsenen, muss es zwangsläufig auch möglich bleiben — vor allem weil auch politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Einflüsse das Heim mitprägen —, dass Anpassung und Ver-

änderung an die jeweiligen aktuellen Bedürfnisse und Zeiten stattfinden.

Wir sollten besonders den Wunsch unserer jungen Erzieher nach Veränderungen nicht als ein Besserwissenwollen auffassen, sondern auch als Notwendigkeit, Neugelernes einbringen zu können. Allgemein kann man von dem Grundsatz ausgehen, dass wir Bewährtes auch weiterhin bewahren wollen, dass wir aber bereit sind — auch wenn wir schon jahrelange Erfahrung einbringen können —, neue Wege immerfort zu suchen und zu finden. Nach Kupffer («Einführung in die Theorie und Praxis der Heimerziehung», Verlag Quelle & Meyer, Heidelberg 1977) «bestimmt nirgendwo die Spannung so sehr die ganze Arbeit und das Lebensgefühl der Menschen wie im Heim». Man könne deshalb «in der Heimerziehung nicht davon ausgehen, was ist, sondern man muss das, was ist, als bedingt und veränderbar ansprechen» können.

Allerdings beklagt *David Wineman* aus den USA («Erziehung im therapeutischen Milieu», Lambertus Verlag, Freiburg 1975) sich darüber, «dass wir zurzeit zwar eine Wissensexplosion mitmachen, dass aber wenig Veröffentlichungen sich mit dem Verhalten verhaltensauffälliger junger Menschen befassen». Wenn es so ist, wie Winema ferner beklagt, dass sich die Kinder- und Jugendhilfe in den USA im Zustand des Zerfalls befindet», («sie besteht nur noch aus einem schäbigen vertrockneten Skelett», meint er), dann müssen wir uns fragen, wie sieht es damit bei uns aus, da wir ja so manches aus den USA beziehen? Wird das auch der Zustand unserer Jugendhilfe werden?

Im Zusammenhang mit den Veränderungen ist ein weiterer Gesichtspunkt wichtig, nämlich der der sozialpädagogischen Diagnose, wie sie der Fachausschuss des Verbandes Katholischer Einrichtungen der Heim- und Heilpädagogik fordert. Es gilt, Handlungskonzepte zu entwerfen. Wir haben vielfach zu sehr auf rein psychologische Tests und Gutachten gestützt, von denen auf der Wiener Tagung für Heimerzieher gesagt wurde, sie hätten wenig für die Alltagspraxis des Erziehers an der Basis gebracht. Die Beurteilung der zukünftigen Heimbewohner müsse erweitert werden. Wir müssten besser unterscheiden zwischen einer medizinischen, einer psychologischen, einer sozialen, einer psychosozialen, einer schulischen oder beruflichen sowie der sozialpädagogischen Diagnose. Die sozialpädagogische Diagnose entspreche einem «erziehungsbegleitenden Prozess». Sie umschreibe das soziale Umfeld, die bisherige Entwicklung und die zukünftigen Chancen. Sie begutachtet vor allem die Fähigkeiten und Möglichkeiten der jungen Menschen, das Können und die Entwicklungssituation.

Institutionelle und strukturelle Veränderungen

Wir müssen wissen, mit wem wir es in Zukunft zu tun haben werden. Die Antwort darauf kann nur eine entsprechende Aufgabenverteilung auf die einzelnen

Heime, Abteilungen, das heisst eine Differenzierung nach aussen und eine nach innen sein. Dieses Konzept muss die Jugendbehörde mit den Trägergremien und den Heimen gemeinsam erarbeiten. Wenn wir das Konzept eines Heimes neu durchdenken, ob es den derzeitigen oder den späteren Anforderungen entspricht, müssen wir dies dreifach tun: Zunächst müssen wir uns das pädagogische Konzept vornehmen, das oft vom Träger, nicht aber von den Mitarbeitern entwickelt worden ist. Daran anschließend wären die einzelnen Heimbereiche vorzunehmen, die Schule, die Berufsausbildung, der Freizeitbereich, die Gruppenordnung. Es muss von allen Seiten im Heim die Frage gestellt werden: wie verstehen wir uns. Zum dritten wäre in den Heimgruppen zu prüfen, ob die Erzieher den jungen Menschen genügend Haltepunkte einer Wertordnung anbieten, damit sie in die Lage versetzt werden, aus eigener Kraft Verhaltensstörungen zu überwinden.

In diesem Zusammenhang muss auch die individuelle Erziehungsplanung für das einzelne Kind überprüft werden, ob sie den Möglichkeiten des konkreten Kindes entspricht und nicht nur idealistische, dadurch vielleicht unerreichbare Ziele setzt.

Flosdorf meint dazu («Heimerziehung — Hindernis oder Weg zur Integration Verhaltensgestörter», in: *Integration Behinderter und Verhaltensauffälliger*, Marhold Verlag, Berlin 1976): «Wenn in der Heimsocialisation Verwahrloster die institutionelle Versorgung auf der anonymen Ebene der Institution fortgesetzt wird, so wird dem Verwahrlosten die Chance für seine auch ihm zustehende Entfaltung und Differenzierung verwehrt.» Weiter: «Wer als Erzieher im Umgang mit Verwahrlosten aufgrund seiner eigenen Sozialisationserfahrungen von Bindungen und Gefühlen her plant, auf Hoffnung hin Versprechen annimmt und auf Dankbarkeit und Vertrauen hin sich leiten lässt, der handelt fahrlässig.» «So muss in der Sozialisierung Verwahrloster der Mangel an innerer Führung, der Mangel seines Ueber-Ichs ersetzt werden durch eine ständige interpretierende Begleitung, die sich von der Aufsicht durch das Engagement unterscheidet, mit der der Erzieher die täglichen Konflikte und sozialen Situationen immer wieder neu nicht nur aktuell, sondern auch in der Langzeitperspektive interpretiert und rational durchleuchtet.»

Was bedeutet das für uns, wenn wir unser Heim institutionell und strukturell verbessern und auf die zukünftigen Heimbewohner einstellen wollen?

① Die Gesamtstruktur des Heims muss für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter durchlässiger werden. Der Heimleiter kann nicht mehr der Alleskönner Alleswisser, der Allesalleintuende sein oder bleiben. Er muss eine Aufgabenverteilung vornehmen, und die übertragenen Aufgaben müssen in selbständiger eigener Verantwortung der jeweiligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter durchgeführt werden können. Insgesamt muss die Identifikation der Mitarbeiter mit den Aufgaben, Zielen und pädagogischen Normen des Heimes ermöglicht werden.

Fortbildungskurs für Heimerzieher

Individuum – Gemeinschaft – Verantwortung

Organisatoren	Verein für Schweizerisches Heimwesen VSA Heilpädagogisches Seminar Zürich, Abt. Fortbildung
Zielsetzung	Dem Teilnehmer soll die Tätigkeit als Heimerzieher dadurch erleichtert werden, dass er seine pädagogische Haltung vertiefen und sie auf die heilpädagogische Situation hin abwandeln lernt.
Arbeitsformen	Information, Ueberdenken «exemplarischer Situationen», Erfahrungsaustausch, gemeinsames Gestalten.
Kursleiter	Dr. Imelda Abbt, Dr. Ruedi Arn, Dr. Alois Bürli, Ursi Bleisch-Imhof, Hugo Ottiger, Dr. Peter Schmid, Rolf Walss
Zulassung	Die Teilnehmer (aus Heimen für Verhaltensgestörte und Lernbehinderte) müssen sich über eine abgeschlossene Heimerzieherausbildung oder über mindestens zwei Jahre Heimpraxis ausweisen können.
Teilnehmerzahl	30
Kurstage	8 Freitage von 10.00 bis 17.30 Uhr: 30. Oktober, 6. November, 13. November, 20. November, 27. November, 4. Dezember 1981 und 8. Januar, 15. Januar 1982 Zusätzlich 2 Auswertungstage: Donnerstag, 21. Januar, abends bis Freitag, 22. Januar 1982, nachmittags, Nidelbad Rüschtikon
Ort	Heilpädagogisches Seminar Zürich, Kantonsschulstrasse 1, 8001 Zürich (beim Pfauen)
Kursgebühr	Fr. 350.— für Teilnehmer aus VSA-Mitgliedsheimen Fr. 420.— für Teilnehmer aus anderen Heimen
Anmeldungen	bis 31. August 1981 an Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich, Tel. 01 252 49 48
Besonderes	Der Kurs kann nur als ganze Einheit besucht werden.

Talon Fortbildungskurs HE 1981/82

Ausbildung oder praktische Tätigkeit: _____

Name, Vorname _____

Adresse (Name des Heims) und Funktion _____

VSA-Mitgliedschaft des Heims

Ja Nein

Bitte senden an das Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich.

2 Für die Jugendlichen muss — je nach Alter — eine Struktur aufgebaut werden, in der sie sich zurechtfinden und zu Hause fühlen können, in der ihre Mitarbeit soweit wie irgend möglich gewährleistet und die Eigenverantwortung und Eigenversorgung der Gruppen aufgebaut, die totale Versorgung schrittweise abgebaut werden. Dem Heim- und Gruppenrat müssen eigene Aufgaben zugewiesen werden. Insgesamt muss aus der Sicht des Kindes ein Lebensfeld entwickelt werden, das Individualität, Intimität in kleinen Gruppen, die Ueberschaubarkeit der eigenen Rolle und die Integration in das soziale Umfeld ermöglicht.

3 Die Heim- und Gruppenordnungen müssen unter diesen Gesichtspunkten überprüft und erneuert werden. Um zu verhindern, dass die Heimordnung zum Ueber-Ich wird, muss sie etwa alle zwei Jahre durch eine Arbeitsgruppe aus allen Mitarbeitern und der Beteiligung der Heimbewohner überprüft und entsprechend korrigiert werden.

4 Der Informationsfluss für Mitarbeiter und Heimbewohner muss gewährleistet sein. Dies nicht nur mündlich in täglichen oder wöchentlichen Besprechungen, sondern auch durch schriftliche Informationen, die alle erreichen bis zur Reinigungsfrau. Jeder muss über jedes — auch die Finanzen — orientiert sein. Für die Heimbewohner wäre die Einrichtung einer Heimzeitung unter der eigenen Verantwortung der Jugendlichen das geeignete Instrument.

5 Die Teamarbeit darf sich nicht nur auf das Gruppenpersonal beschränken, sondern sie muss auf alle Mitarbeiter ausgedehnt werden.

6 Für alle Arbeitsplätze im Heim, einschliesslich den des Heimleiters, sind Arbeitsplatzbeschreibungen zu erstellen, aus denen die Tätigkeiten, die Verantwortung, die Zuständigkeiten eindeutig hervorgehen und festgehalten sind.

7 Um das Wohlstandsdenken der Jugendlichen, aber auch des Personals einzudämmen, sind Etats für alle Bereiche zu erstellen. So auch für den Bereich der Gruppe, aus denen hervorgeht, was für welchen Zweck an Geldmitteln zur Verfügung steht. Darin müssen auch Reparaturen, Ersatz, Neuanschaffungen aufgeführt werden. So kann Willkür verhindert werden. Die Jugendlichen sollen an diesem Etat mitarbeiten können.

Veränderungen ergeben sich aus dem Wissen darüber, dass es zu einem weiteren Rückgang der Heimplätze kommen wird, dass die Verweildauer kürzer sein wird und dadurch weitere Probleme in die Gruppen kommen, dass eine Verschiebung der Altersstruktur in den Heimen deshalb erfolgen wird, weil die Kinder, die ins Heim kommen, älter sind als früher. Dass eine weitere Verkleinerung der Heime in regionaler Weise erfolgen wird, dass die Gruppengrösse wegen der problembeladenen jungen Menschen kleiner werden wird. Die zukünftige Heimerziehung wird bestimmt durch die Erziehung und Behandlung von affektiv gestörten, kontaktgestörten,

im Sozialverhalten und im Leistungsbereich ganz grob gestörten Kindern und Jugendlichen und durch das Neuaufgreifen der erforderlichen Elternarbeit und Milieuverbesserungstätigkeit. Ferner werden Heime sich umstrukturieren, besonders wenn sie in der Stadt liegen, zu Sozialpädagogischen Zentren auch für die Umgebung mit ambulanter Behandlung als Beratungsstellen, Tagesheime, Werksheime, ambulante Therapien, Vermittlung von Pflegestellen, Beratung von Pflegefamilien, als Träger von Jugendwohngemeinschaften, als Mieter von Einzelzimmern für Jugendliche mit weiterer nachgehenden Hilfe. Insgesamt gesehen also ein Verbundsystem zwischen ambulanter und institutionalisierter Jugendhilfe.

In diesem Zusammenhang war es für mich wichtig zu wissen, was Schweizer Heimleiter für besonders wichtig hielten. Das erfuhr ich aus den Forschungsbericht «Konzepte der Heimerziehung» (Amsler, Cassée, Nufer, Schaffner: Verlag der Schweizerischen Zentralstelle für Heilpädagogik, Luzern 1980). Bei ihnen stand an erster Stelle die Erfolgskontrolle, es folgen generelle Personalprobleme, Aus-, Weiter- und Fortbildung des Personals, Gestaltung der Heimerziehung, Spezielle Probleme spezifischer Heimtypen, Aufklärung der Öffentlichkeit, Uebergreifende konzeptuelle Anregungen, Erziehungsmittel und Methoden. Dass dabei der Erfolg an erster Stelle, die Erziehungsmittel und Methoden an letzter Stelle stehen, ist das ein Zufall?

Es hat sich nach diesem Bericht auch gezeigt, dass unbearbeitete Probleme offen bleiben mussten, die auch bei uns und in meiner Einrichtung eine Rolle spielen: Das Spannungsfeld zwischen heiminterner Schule und allgemeiner Heimerziehung. Es wird kritisiert, dass in vielen Heimen die konzeptuelle Verknüpfung von Erziehungsmitteln und speziellen Massnahmen noch nicht genügend reflektiert worden ist. Nur in wenigen Heimen werde der Erziehungsprozess systematisch überprüft und ausgewertet. Die Heimerziehung werde in der Theoriebildung noch zu sehr vernachlässigt (ebenda).

Elternarbeit und soziales Umfeld

Zur Veränderung der Heimerziehung gehört es auch, dass sich ihre Facharbeit ausweitet auf die Eltern der im Heim lebenden jungen Menschen. Wobei man davon ausgehen kann, dass dies besonders Gültigkeit in Kinderheimen haben muss. Diese Kinder kehren häufig später ins Elternhaus zurück, bei Jugendlichen ist das nicht mehr immer der Fall. Für diese gilt die Vorbereitung auf die Selbständigkeit.

Ebenso wäre das soziale Umfeld der Familie einzu beziehen. Es ergibt sich sofort die Frage, wer diese Arbeit übernehmen soll. Soll es der Gruppenerzieher sein, ein besonderer Elternberater, der für alle Gruppen zuständig wäre, soll es das heimatliche Jugendamt sein, dessen Fachkraft mit der konkreten Familie zusammengearbeitet hat. Immer mehr nehmen Kinderheime diese Arbeit selbst auf, wie dies in Schweden oder Holland und Dänemark schon lange der Fall ist. Sie integrieren die Elternarbeit in

Bessere Zusammenarbeit im Alters- und Pflegeheim

VSA-Kurs für Heimleitungen, Aerzte, Schwestern und Pflegehilfen, Hausbeamtinnen, Sozialarbeiter, Therapeuten, Küchenchefs von Alters- und Pflegeheimen.

- Kursort: Evangelisches Zentrum Schloss Hünigen bei 3510 Konolfingen (BE)
- Kursdaten: 6. bis 8. September 1981
Beginn 6. 9. 1981 (Sonntag), 12 Uhr mit dem Mittagessen
Ende 8. 9. 1981 (Dienstag), nach dem Mittagessen
- Kursleitung: **Suzanne Dreifuss**, Zürich, unter Mitarbeit von
— Elisabeth Baumann, Lehrerin für Krankenpflege an der Pflegerin-
nenschule Toggenburg-Lindt
— Peter Hüberli, Oberpfleger, Dübendorf
und unter Mitwirkung der Referenten
— Dr. Imelda Abbt, VSA Zürich
— Franz Calzaferri, Betriebspsychologe, Luzern
- Kursziel: In diesem Kurs wollen wir versuchen, die Zusammenhänge in der Orga-
nisation zu verstehen. Dadurch werden wir unsere eigenen Möglich-
keiten besser erkennen und zugleich feststellen, wieviel jeder von uns
zu einer gut funktionierenden Organisation beitragen kann. Es soll ge-
zeigt werden, wie sehr gute zwischenmenschliche Beziehungen die
Zusammenarbeit erleichtern.
Der Kurs wird als Seminar durchgeführt.
- Kurskosten inkl. Unterkunft und Verpflegung: Fr. 280.— für Teilnehmer aus VSA-Heimen
Fr. 350.— für übrige Teilnehmer
(10 Prozent Ermässigung bei persönlicher VSA-Mitgliedschaft)
- Anmeldung: bis 19. August 1981 an das Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2,
8008 Zürich

TALON

Kurs Schloss Hünigen

Name, Vorname: _____

Adresse: _____

(Name des Heims): _____

Unterschrift, Datum: _____

VSA-Mitgliedschaft des Heims Ja Nein
Persönliche Mitgliedschaft Ja Nein

das Heim. Wie man im Einzelfall verfahren soll, muss man konkret prüfen.

Bewährtes bewahren — neue Wege suchen

Es gab in den vergangenen zehn Jahren und sicher gibt es auch heute noch Kräfte — mögen sie aus politischen, studentischen, sozialen Fachkreisen der Jugendämter, aber auch aus den Reihen der Sozialpädagogen kommen —, die Heimunterbringung als Jugendhilfe total ablehnten und abschaffen wollten — oder heute noch wollen. Es hat sich aber gezeigt, dass nicht die Gegenwehr der Heime dies verhinderte, sondern dass nach wie vor ein realistischer Bedarf an Heimen der verschiedenen Kategorien bestehen blieb. Man kann dies sowohl für die Schweiz als auch für die Bundesrepublik und Oesterreich sagen. Inzwischen haben auch die Kräfte, die sich selbst fortschrittlich nennen, erkannt, dass es ganz ohne Heimplätze nicht geht.

Wir Heimerzieher sollten in Selbsterkenntnis dessen, was sich wirklich bewährt hat und deshalb auch in Zukunft zu bewahren ist, kritisch uns selbst und unserer Aufgabe gegenüber bleiben. Kritik sollten wir immer ernst nehmen, sie lässt uns kreativ bleiben und nach den stets erforderlichen Wegen suchen. Diese Suche ist eine bleibende Aufgabe und soll nicht — von wem auch immer — abgeblockt werden.

Alle Ziele, Vorstellungen und Erörterungen zur Veränderung der Heimerziehung im Hinblick auf die uns zukommenden Aufgaben sind nicht erfüllbar, wenn dem im Alltag der Gruppe an der Basis tätigen Erzieher nicht die erforderlichen Stützen, eine permanente Fortbildung, unter Umständen die notwendige Zusatzausbildung zugestanden wird. Dazu gehören auch Supervision, Selbsterfahrungsgruppen, Fallanalysen, Beratung in konkreten Problemfällen, um auch dadurch die Fluktuation der Erzieher zu verhindern. Ich las in dem Referat vom Kollegen Zürrer, dass die Weiterführung der Supervision gefährdet sei. Dagegen möchte ich nach einer über 20jährigen Erfahrung mit Supervision feststellen: ohne Supervision ist der moderne Heimerzieher im Heim für schwierigste junge Menschen nicht mehr denkbar.

Erziehergemeinschaft auf Zeit

Auch wenn wir alle Bemühungen darauf richten, eine möglichst grosse Anzahl von Erzieherinnen und Erziehern zu gewinnen, die möglichst lange in dieser Tätigkeit verbleiben, so werden wir es doch nicht erreichen, alle Erziehungsstellen mit solchen Mitarbeitern zu besetzen, die im Heim eine Lebensaufgabe suchen. Eine Möglichkeit, Erzieher für eine bestimmte Zeit zu gewinnen, wäre: Die Erziehergemeinschaft auf Zeit. Was ist damit gemeint? Hier denke ich daran, sozialpädagogische Fachkräfte für einige Jahre an das Heim zu binden. Ein Erzieherteam für eine Gruppe von etwa vier Erzieherinnen und Erziehern sollte sich zusammenschliessen und eine Gruppe solange übernehmen, wie diese Gruppe im Heim aus den gleichen Mitgliedern besteht. Die Erzieher

sollten also solange selbst als Erziehergemeinschaft bestehen bleiben, bis alle Gruppenmitglieder entlassen sind. Das kann bei Kindern länger dauern, bei Schulentlassenen etwa 3—4 Jahre. Würde die Gruppe wegen Heimentlassung aufgelöst, könnte die Erziehergemeinschaft neu entscheiden, ob sie sich auflösen will oder ob sie eine neue Gruppe übernimmt.

Bei der Bildung dieser Erziehergemeinschaft ist darauf Rücksicht zu nehmen, dass alle ein wirkliches Team bilden müssen, da heute Erzieher von den verschiedensten Ausbildungsstätten im Heim tätig sind: Sozialarbeiter, Sozialpädagogen, Heilpädagogen, Diplom-Pädagogen, Erzieher. Das gilt natürlich auch für die gruppenübergreifenden Kräfte, wie Psychologen, Therapeuten, Arzt, Jugendpsychiater, Heilpädagogen, Theologen.

In den Heimgruppen ist es aus vielerlei Gründen auch unerlässlich, dass dort Männer und Frauen als Fachkräfte tätig sind. Auch für die Kinderheime ist es nicht ausreichend, dass dort als männliches Element nur der Heimleiter oder die Lehrer tätig werden und die Gruppenarbeit Frauen überlassen bleibt. In den Mädchenheimen sollte trotz mancher auftretender Probleme in den Gruppen auch ein Mann nicht fehlen. Bei den schulentlassenen Jungen darf die Frau in der Gruppe nicht ausgespart bleiben. Ich habe in meinem Heim für schulentlassene Jungen damit 20 Jahre lang gute Erfahrungen gemacht. Sogar in unseren Jugendvollzugsanstalten werden in den Gruppen Frauen eingestellt.

Bei der Gestaltung zukünftiger Heimerzieher darf auch die Frage nach der kodukativen Erziehung in den Gruppen nicht ausser acht gelassen werden. Wenn man das zunächst wegen der zu erwartenden Schwierigkeiten noch für nicht möglich hält, muss alles getan werden, um den Jungen und Mädchen Kontakte zum anderen Geschlecht zu ermöglichen. Vielleicht auch über die Hereinnahme von externen Schülerinnen oder Schülern in die Heimschule oder Auszubildenden in die Werkstätten, natürlich selbstverständlich über den regelmässigen Ausgang.

Die grosse Schwierigkeit für den einzelnen Gruppen-erzieher ist es, den Bezug zum einzelnen Kind oder jungen Menschen herzustellen, den er braucht, um erzieherisch einwirken zu können. Besonders erschwert ist dies bei Jugendlichen im Schulentlassenenalter. Denn für sie sind Erzieher eben Erzieher, wie es ein Heimjugendlicher formuliert:

Was ihr wollt und was ihr seid

Ihr wollt uns annehmen,
ihr wollt mit uns Beziehungen,
ihr wollt Charakter haben,
ihr wollt Demokraten sein,
... aber ihr seid Erzieher.

Ihr wollt ehrlich sein,
ihr wollt frei sein,
ihr wollt uns etwas geben,

ihr wollt uns helfen,
... aber ihr seid Erzieher.

Ihr wollt individuell sein,
ihr wollt für jeden da sein,
ihr wollt kameradschaftlich sein,
ihr wollt lieben,
... aber ihr seid Erzieher.

Ihr wollt qualifiziert sein,
ihr wollt realistisch sein,
ihr wollt spontan sein,
ihr wollt tolerant sein,
... aber ihr seid Erzieher.

Ihr wollt unkompliziert sein,
ihr wollt Vorbild sein,
ihr wollt keine x-beliebigen Menschen sein,
ihr wollt zufrieden sein,
... aber ihr seid Erzieher.

Ich danke euch für euren guten Willen.

Sie erkennen, hier liegt die Schwierigkeit für die Jugendlichen in dem Wort Erzieher. Das macht insbesondere unseren jungen Erziehern grosse Sorgen, sie möchten den Heimbewohnern so vieles sein, Kamerad, Vertrauter, Vorbild vielleicht aber sie sind Erzieher mit den dazu gehörenden Pflichten. So sehen sie in ihrer Tätigkeit oft einen Widerspruch und leiden entsprechend darunter.

Trotzdem müssen Erzieher für die jungen Menschen vertrauenswürdig bleiben, wenn sie Leistungen erwarten. Da sich ja heute Erzieher gerne auch als Trainer verstehen, kann vielleicht der Schweizer Bundestrainer Roscher, der die Skispringer trainiert, Vorbild sein? Man schreibt über ihn: «Die jungen Springer glauben ihm jedes Wort, weil er ihnen noch kein falsches gesagt hat, weil er keine Sprüche klopft, in seinem Urteil Ausgewogenheit Vorrang hat!» (Süddeutsche Zeitung 3./4. 1. 1981.)

Der Heimalltag als Therapeutikum

Unterrichtsthema ist das Leben, so meinte eine Gruppe junger Leute, die sich gegen einen Strassenbau wandten, an diese Stelle Blockhäuser bauten, um dort eine Weile zu leben. Sie meinten, sie hätten in der Bauzeit mehr voneinander gelernt, wie ihnen die Schule, die Lehre, die Uni beigebracht hätten.

Warum muss eigentlich Erziehung immer so abstrakt sein? Warum muss sie ständig hinterfragt werden? Warum lebt man nicht einfach miteinander, um — das täte auch uns Erziehern gut — voneinander zu lernen. Das Leben ist wirklich das einzige Unterrichtsthema, das die jungen Menschen in der Jugendhilfe dringend behandelt haben wollen. Wir müssen zu oft noch im Heim das künstlich bereitstellen, was durch tägliches Miteinander besser gelernt werden könnte. Da werden Trainingskurse eingerichtet, um junge Verhaltensgestörte in abenteuerlicher Weise bis an die Grenze zu bringen, die sie fast zum Aufgeben veranlasst. Man steigt in die Berge, macht



Aargauische Fachschule
für Heimerziehung Brugg

Weiterbildungskurs für Erzieher zum Praktikumsanleiter

Kursziel:

Berufsbegleitende Ausbildung für Heimerzieher und Heimerzieherinnen zum Praktikumsanleiter.
Vermittlung von theoretischen und praktischen Grundlagen für die Ausbildung und Betreuung von Praktikanten im Heim.

Kursinhalt:

Entwicklung und Festigung der Persönlichkeit.
Stellung und Funktion des Praktikumsanleiters.
Umgang mit pädagogischen und rollentypischen Konflikten.
Systematische Erarbeitung eines Pflichtenheftes.
Gruppen- und Einzelsupervision.

Aufnahmebedingungen:

Abgeschlossene Berufsausbildung an einer von der SAH anerkannten Grundausbildungsstätte.
1 Jahr Berufserfahrung im Heim.
Möglichkeit einer Praktikumsanleitung während des Kurses.

Kursausweis:

Die Absolventen erhalten einen von der SAH anerkannten Ausweis.

Kursbeginn:

November 1981.

Kursstruktur:

Kompaktkurse und einzelne Kurstage (insgesamt 22 Tage), verteilt über ein Jahr.
Einzelsupervision (12 Sitzungen à 2 Stunden).

Kursleitung:

Peter Hunziker, lic. phil., und verschiedene Fachdozenten.

Kursort:

Aargauische Fachschule für Heimerziehung, Brugg
Tagungsstätten

Kurskosten:

zirka Fr. 1000.— zuzüglich Reisespesen und Verpflegungskosten.

Veranstalter:

Aargauische Fachschule für Heimerziehung, Brugg

Anmeldeschluss:

28. August 1981

Anmeldeformulare und weitere Unterlagen können bezogen werden bei der Aargauischen Fachschule für Heimerziehung, Baslerstrasse 43, 5200 Brugg, Tel. 056 41 74 14.

Ueberlebenskurse, fährt mit einem Segelschiff für drei Wochen auf See, um dort Verhaltensauffälligkeiten besser zu beseitigen.

Wir haben es im Heim aber nicht mit einem Zeitraum von drei Wochen zu tun, wir müssen das Training in das Alltagsgeschehen des Heimes für die Dauer des Heimaufenthaltes einbeziehen. Wir Erzieher aber sollten diesen Heimalltag nicht als eine Last ansehen, eine Zeit, die uns erschlägt, sondern ebenfalls als ein Therapeutikum, das uns täglich zur Verfügung steht und für das der Erzieher auch fachlich zuständig ist. Ich möchte den Gruppenerziehern sagen: schätzen Sie sich nicht zu gering ein. Nicht die eine Stunde Therapie kann allein zum Erfolg führen, die 23 übrigen Stunden müssen nicht nur von der Quantität her, sondern auch von der Qualität ebenso hoch eingeschätzt werden. Diese 23 Stunden sind in die Hand des Erziehers, des Lehrers, des Meisters gelegt. Sie im Sinne eines «therapeutischen Milieus» zu nützen, das ist eine bleibende Aufgabe, auch wenn noch so viele Methoden an uns vorbeigehen.

Wer alle Bemühungen der letzten Jahre, die Heimerziehung allerorts zu verbessern, fachlich einwandfreier durchzuführen, personell besser zu besetzen selbst mitgemacht, sie provoziert oder durch Selbstkritik veranlasst hat, wer den persönlichen Einsatz der alten und der jungen Erzieher in den verschiedenen Bereichen erlebt hat, wer aber auch gesehen hat, wie so mancher junge Mensch dem Heim danken konnte für die ihm gewährte Hilfe zur eigenen Lebensgestaltung der braucht die Frage nicht so ausschliesslich zu stellen. Sind Kinder im Heim Kinder ohne Zukunft? Immer werden wir uns schmerzlich an solche erinnern, die es einfach nicht geschafft haben, sich neu zu integrieren. Für sie gilt es weitere Lebenshilfen zu vermitteln.

Durch Transparenz, Zusammenarbeit mit den Jugendbehörden, den Erziehungsberatungsstellen, der lokalen Presse das Image des Heimes verbessern.

Vielleicht haben wir als Heimleiter bisher zu wenig getan, um das, was wir zu leisten imstande sind, auch offenzulegen. Es steht nur etwas in der Lokalpresse über ein Heim, wenn wieder einmal «etwas passiert» ist. Ein Heim muss sowohl seiner nächsten Umgebung als auch den Jugendämtern, Elternkreisen, Lehrern, Meistern und Betriebsinhabern gegenüber so transparent wie möglich sein oder werden.

Der Lokalreporter muss ein ebenso gern gesehener Gast sein wie der Schulleiter einer öffentlichen Schule. Oft hat ein Heim auch räumliche Möglichkeiten, die auch den Vereinen, Clubs, örtlichen Veranstaltern der nächsten Umgebung genutzt werden können. Meine Einrichtung stellt zum Beispiel das Schwimmbad, der Ortsschule, den Kindern der Nachbarn, die Sporthalle und Sportplätze den Sportvereinen zum Training, das Casino den Clubs für Veranstaltungen, den Eltern für Familienfeiern zur Verfügung. Wir liefern kalte Platten nach aussen und zu Festlichkeiten der Gemeinde, die Vereine beziehen für ihre Feste vom Heim das Essen, für Volkswanderungen kocht die Küche für 1000

Wanderer den Eintopf, ebenso für Schulfeste. Man muss nach Möglichkeiten suchen, wenn sie sich nicht von selbst anbieten.

So erträgt die nächste Umgebung auch leichter die zahlreichen Belästigungen, die durch die Heimjugend entstehen und oft unvermeidlich sind. Mitarbeiter der Einrichtung betätigen sich aktiv in den Vereinen als Vorsitzende, so stellt zum Beispiel meine Einrichtung sogar den freigewählten Ortsvorsteher, den Pfarrgemeinderat, den Trainer für den Sportverein. Dieses Vertrauen kann man sich nur langfristig erwerben, da darf man nicht kurzatmig sein. Deshalb ist es auch wichtig, dass insbesondere der Heimleiter einer Einrichtung möglichst lange tätig bleibt. Er soll die Aufgabe im Heim möglichst als Lebensaufgabe sehen, dann wächst man zusammen und erträgt auch miteinander schlechtere Zeiten leichter.

Ich habe mit Verwunderung in dem Forschungsbericht «Konzepte der Heimerziehung» gelesen, dass selbst in kleinen Heimen in der Schweiz auch Heimleiter noch zu oft wechseln und in der Tätigkeit des Heimleiters keine bleibende Aufgabe sehen. Das erschwert natürlich das Hineinwachsen in das soziale Umfeld des Heimes.

Das Schweizer Jugendstrafrecht kennt Beobachtungsheime, Erziehungsheime für Kinder und Jugendliche, Arbeitserziehungsanstalten, Therapieheime und Anstalten für die Nacherziehung. Die Arbeitsgruppe der Jugendheimleiter hat nach Baumgarten zusätzliche Einrichtungen für überwiegend 18- bis 25jährige, Durchgangsheime, spezielle jugendpsychiatrische Abteilungen und spezielle Einrichtungen für die Betreuung drogengefährdeter Jugendlicher für nötig erachtet. (Siehe: Heinz Hermann Baumgarten: Ambulante und stationäre Interventions- und Sozialisationshilfen nach Schweizerischem Jugendstrafrecht, Institut für Heilpädagogik, Luzern 1978).

Dazu gehören jeweils auch geschlossene Gruppen, Abteilungen oder Heime. Die von der Jugendheimleitergruppe als wichtig angesehenen Heime gehören der Priorität 1 an und sollen bis zum 31. 12. 1983 realisiert sein. Die Einrichtungen sollen in den verschiedenen Regionen geschaffen werden. Eine Forschungsgruppe von Wissenschaftlern der Universität Zürich und einigen Praktikern bemüht sich um Ergebnisse von Konzepten der Heimerziehung, um die Personalprobleme im Heim, um dessen soziale Organisation. Hier bieten sich Möglichkeiten an, die nicht ungenutzt bleiben sollten, wenn man für die Zukunft nach modernen, humanen und bedürfnisorientierten Gesichtspunkten Heime planen und einrichten will. Wir haben allerdings in der Bundesrepublik eine Erfahrung hinter uns, die die Durchgangsheime betrifft soweit sie abgeschlossen waren. Sie wurden als erste in die Heimkampagne einbezogen und verrufen. Falls diese Einrichtungen benötigt werden, müssten sie auch bei der Einrichtung und der Besetzung mit Fachkräften der Dringlichkeitsstufe 1 entsprechen. Auch bei uns wurde in einer Einrichtung eine sogenannte Intensivstation eingebaut. Als man aber sah, was deren Leitung, Fach-

personal und Therapie kostet, hat man von der Realisierung abgesehen. Die hochqualifizierte Besetzung mit Fachpersonal muss auch für die Erziehungsheime für besonders schwierige Jugendliche und die Therapieheime gelten.

Der Bremer Professor für Sozialpsychologie, *Heinz*, hat sich zur Frage der randalierenden jungen Leute geäußert und gemeint, «es sei kein Wunder, dass es die Clique, die Protestbewegung sei, in denen sich junge Leute den Freiraum für die Verwirklichung alternativer Formen des Zusammenlebens suchen. Es sei die Perspektivlosigkeit und die Zukunftsangst, die solches erzeuge. Die Jugendlichen suchten in solchen Gruppen die Möglichkeit einer stabilen Ich-Entwicklung» (Die Welt, 27. 1. 81). Wir könnten für unsere Heime daraus lernen, dass wir Formen und Gruppen des Zusammenlebens entwickeln müssten, die jungen Menschen eine Alternative zur Zukunftslosigkeit bieten. Wo steht mehr Fachpersonal zur Verfügung, um eine Stabilisierung der Ich-Entwicklung und Ich-Stärke zu ermöglichen als im Heim? Die sozialpädagogische-psychologische und jugendpsychiatrische Potenz der Heime der Jugendhilfe ist ausserhalb der Heime noch nicht ausreichend bekannt und eingesetzt. Den Zweifel daran, dass dies möglich ist, nimmt uns Barbara Muss (Gestörte Sozialisation, Juventa-Verlag, München 1973), wenn sie sagt: «Will man diesen Kindern helfen, zu einer realitätsgerechten Wahrnehmung ihrer Umwelt zu finden, so muss man zunächst versuchen, ihre grundlegende Ich-Schwäche zu beheben. Das ist möglich über das Zusammenleben in einem Milieu und mit Menschen, die ihre Realitätswahrnehmungen zu korrigieren suchen und ihnen Chancen bieten, ein funktionsfähiges Ich im Sinne ihrer neuen Realität aufzubauen. Erst wenn das Ich dieser Kinder stark genug ist, wenn es «normale» Funktionen im Umgang mit der sozialen und innerpsychischen Realität ausgebildet hat, wenn das Vertrauen in die Zuverlässigkeit von menschlichen Beziehungen gefestigt ist, erst dann wird Identifikation möglich sein.»

Geschlossene Gruppen

Da die Anzahl der jungen Menschen im Steigen ist, von denen man glaubt, mit offener Heimerziehung nicht mehr heilend auf sie wirken zu können, ist eine Diskussion in Gang gekommen, wieder abgeschlossene Gruppen, Abteilungen oder Heime einzurichten. Teilweise ist das auch schon geschehen. Eines ist natürlich gewiss: Man wird mit nur einer Heimkategorie nicht der ganzen Breite der aggressiven, devianten, gefährdeten, verwahrlosten, neurotisierten Jugendlichen gerecht. Es muss also ein differenziertes nach der jeweiligen Indikation erforderliches Heimsystem da sein. Dem will man in der Schweiz gerecht werden. Auch können nicht abgelehnt werden Einschliessungen aus medizinischen, therapeutischen Gründen, zum Schutze des jungen Menschen vor sich selbst, aus strafrechtlichen Gründen. Dagegen muss man ernsthaft fragen, ob Einschliessungen aus pädagogischen Gründen, zum Beispiel als Strafe für Weglaufen, am Platze sind. In der Bundesrepublik geht man zwei Wege: Der eine in

der öffentlichen Erziehung hat dazu geführt, dass geschlossene Gruppen oder Abteilungen, auch ganze Heime, eingerichtet wurden. Das geschlossene Heim musste sein Konzept völlig verändern, weil die Jugendlichen das Heim demolierten. Gleichzeitig ist man dabei, Alternativen zum Jugendstrafvollzug zu entwickeln. Ich gehöre so einer Bundesarbeitsgruppe an, die den Strafvollzug bei Jugendlichen bis zum 16. Lebensjahr ganz ausschliessen will. Diese Jugendlichen sollen, wenn sie straffällig wurden, in Heime oder Wohngruppen eingewiesen werden. Man will hier sogar das Risiko in Kauf nehmen, dass diese jungen Leute aus den offenen Heimen weglaufen können. Letztlich aber müssen wir als Pädagogen doch immer die Frage stellen: Welches pädagogische Mittel ist im konkreten Fall richtig, um zum Beispiel auch das Weglaufen ohne Einschliessung zu verhindern.

Wider die Resignation

Wenn man mit Erziehern, Lehrern oder Ausbildern aus Heimen der Jugendhilfe ins Gespräch kommt — ich habe zahlreiche solcher Kontakte in der Bundesrepublik und darüber hinaus —, spürt man vielfältig eine leider oft schon tiefgreifende Resignation vor der gestellten Aufgabe.

Zu oft hört man ein grosses Bedauern darüber, dass wir in Zukunft in die Heime der Jugendhilfe nur

Diplom in Heimerziehung

Im **Frühling 1982** beginnt ein neuer Kurs für Bewerber(innen), die Interesse an der Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen haben. Eventuell wird für 1982 noch ein 2. Kurs mit Beginn im **Herbst** durchgeführt.

Gesamte Ausbildungsdauer: 3½ Jahre. Die praktische Ausbildung wird während 6 Semestern in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen im Heim vermittelt (existenzsichernde Löhne, auch für Verheiratete), dazu ein wöchentlicher Unterrichtstag während dieser 6 Semester. Hinzu kommt ein reines Theorie-Semester.

Mindestalter: Zurückgelegtes 20. Altersjahr. Interessenten(innen) für Heime mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen sollten im allgemeinen mindestens 24 Jahre alt sein, auch ältere Interessenten oder Interessentinnen sind sehr willkommen.

Auskünfte und Unterlagen über Vorbildungsvarianten und über uns angeschlossene Praktikumsheime erhalten Sie über das

Sekretariat der Berufsbegleitenden Ausbildung für Heimerziehung Basel,
Oberer Rheinweg 95, 4058 Basel, Tel. 061 32 40 34.

noch schwierigste Verhaltensgestörte bekommen, deren Störungen sich auch schon verfestigt haben. Wir sollten uns diesen jungen Menchen nicht entgegenstellen und sie vor allem nicht abwerten, ihr Ich noch kränker machen als es schon ist. Sie haben ja oft keine Schuld daran, dass ihnen nicht zeitig der Weg aus dem Abseits gezeigt wurde oder die erforderliche Hilfe einsetzte.

Diesen Vorgang haben wir aber nicht nur im Bereich der Jugendhilfe, er gilt auch im Bereich der Altenhilfe. Früher ging man ins Altenheim, heute verhindert man das, man baut Altenwohnungen, lässt die ältere Generation in ihrer bisherigen Umgebung und versorgt sie von aussen. Erst wenn sie pflegebedürftig werden, gehen sie zwangsläufig in ein Pflegeheim. Sind aber diese Menschen weniger wert, weil sie erst sehr spät zu einer totalen Betreuung kommen? Die Altenpfleger werden sie deshalb nicht ablehnen und davon sprechen, sie hätten ja bedauernswerterweise nur Pflegebedürftige zu betreuen.

Oft steht auch hinter der Resignation eine totale Selbstüberforderung. Man hat sich Ziele gesetzt, die unerreichbar sind, möglicherweise wurde man auch dazu gedrängt, von Jugendämtern, Eltern, dem Träger.

Wenn wir davon ausgehen, dass die Heimerziehung die Aufgabe hat, sich der jungen Menschen anzunehmen, für die andere Formen der Hilfe nicht indiziert sind, dann haben wir die Aufgabe, alles zu tun, was zu tun ist.

Da kann man beginnen bei der Ausbildung der Erzieher, die nicht mehr ausreichend für diesen Personenkreis ist. Man kann die Heimorganisation so verändern, dass sie effektiver auf die Bewohner wirkt. Dazu gehört auch die Einrichtung von Jugendwohngruppen, die sich bei Verhaltensauffälligen schon bewährt haben. Ich selbst habe seit 1973 solche Gruppen eingerichtet und bin in der Bundesrepublik an der Organisation von 80 Wohngruppen mit freien Trägern beteiligt.

Um eine Planung für die Zukunft der Heime in die Wege zu leiten, ist es notwendig, dass sich alle Beteiligten — das sind Jugendämter, soziale Dienste, Erziehungsberatungsstellen, Heimleiter, Erzieher, Heimträger, Lehrer, Ausbilder, Vertreter der Berufsverbände — zusammensetzen und ohne Emotionen fachlich beraten. Was Gültigkeit hat, sind die Bedürfnisse der Kinder und Jugendlichen. Wie ich aus einigen Forschungsberichten entnommen habe, haben das die Heime der Region Zürich bereits getan.

Die Realitäten, wie geburtsschwache Jahrgänge, Aufbau neuer Formen der Jugendhilfe, Ausbau prophylaktischer Hilfen, Verbesserung der Familientherapie, Milieuverbesserung, sind dabei als Gegebenheiten zu beachten.

Es ist ein möglichst umfänglicher Plan des Bedarfs und des Abbaues oder Herabsetzung der Heimplätze

durch eine äussere und innere Differenzierung oder die Zusammenfassung mehrerer Heimtypen in kleinen Einrichtungen durch ein solches Gremium zu erstellen. Dabei darf es kein egoistisches Durchsetzen einzelner Formen der Jugendhilfe geben, der einzige Maßstab muss die mehrdimensionale Indikation bleiben.

Ferner sind für die einzelnen Formen der Jugendhilfe genaue Indikationen wissenschaftlich zu erarbeiten, damit es aufhört, sich gegenseitig Konkurrenz zu machen. Denn für den einzelnen Sozialarbeiter ist es zu schwierig, selbst alleine zu erkennen, wann welche Massnahme richtig ist.

Die Finanzierung aller Jugendhilfemassnahmen muss gleichermassen sichergestellt sein, ohne bestimmte Formen zu diffamieren oder zu bevorzugen.

Wir müssen die Heilpädagogik zum Inbegriff der Heimerziehung machen. Denn diese Form der Hilfe braucht in Zukunft nicht nur eine kleine Gruppe. Das wurde bereits 1974 im Rahmenplan für die öffentliche Erziehung im Landschaftsverband Rheinland wie folgt gefordert: «Die spezifische Aufgabe der Heimerziehung ist die stationäre heilpädagogisch-therapeutische Behandlung in gruppaler Form. Dies bedeutet, dass sämtliche Heimgruppen eine heilpädagogisch-therapeutische Ausrichtung erhalten müssen und dass nur noch jene junge Menschen in Heimerziehung kommen, die einer stationären heilpädagogisch-therapeutischen Behandlung bedürfen.» Diese Forderung ist noch nicht allorts erfüllt.

Ich komme zum Schluss. Bei allen Sorgen und Problemen, allen Schwierigkeiten und scheinbar unüberwindbaren Sperrn brauchen wir Mitarbeiter im Heim aber nicht total schwarz in die Zukunft zu sehen. Man wird uns immer brauchen, um denen auf den Weg zu helfen, die uns brauchen. Wenn auch dieses und jenes Heim kleiner werden muss, das kann pädagogisch gesehen ja nur von Vorteil sein, wenn auch nicht alle unsere Vorstellungen einer fortschrittlichen Sozialpädagogik verwirklicht werden können, so sollten wir uns doch das Vertrauen zu uns selbst, zu unserer Aufgabe, zu unserer differenzierten Form der Jugendhilfe als Heimerziehung nicht nehmen lassen. Wir sollten offen über unsere Schwierigkeiten reden und nicht mit gesenktem Haupt vor anderen Formen der Jugendhilfe stehen oder gar kapitulieren. Die jungen Menschen, die in Zukunft auf unsere Hilfe warten, dürfen wir nicht enttäuschen.

Nachdem ich bei James Schwarzenbach gelesen habe, dass ein deutscher Beobachter der Schweizer Mitte des 18. Jahrhunderts über die Schweizer sagte: «Der Schweizer Witz — gemeint ist damit bekanntlich ihr Verstand — hat etwas Ausserordentliches. Ihre Art zu denken ist nicht gemein. Sie gehen auf den Grund und urteilen scharfsinnig. Hier ist das Land, wo man die meisten Originalien findet», war ich angenehm berührt. Da dies sicher auch heute noch gilt, weiss ich, dass jeder von Ihnen die gleichen Anregungen hätte geben können. Dass Sie mir trotzdem zugehört haben, dafür danke ich Ihnen.